



Foto: Christian Schulz

■ **Arno Widmann**

Chefredakteur
1994 bis 1995

Das wahre Alphetier

Als ich Kalle in den ersten Sitzungen der taz in der Wattstraße kennenlernte, war er blass, blond und viel zu jung. Er war Geschäftsführer. Er sagte nichts und er machte nichts. Jedenfalls nichts, das ich wahrgenommen hätte. Allerdings war mir schon damals klar, dass eine Geschäftsführung, von der die Redaktion, weil alles glattgeht, nichts merkt, eine gute, eine sehr gute Geschäftsführung ist. Bei Vollversammlungen war Kalle, den ich immer noch nicht kannte, von Anfang bis Schluss dabei. Ohne ein Wort zu sagen. Während wir Pseudo-Alphetiere uns gewaltige Redeschlachten lieferten. Später beobachtete ich ihn, wie er die taz rettete, indem er das Haus in der Kochstraße kaufte. Ohne basisdemokratische Absicherung. Dann war er dabei, mit der Ost-taz eine Million Mark – oder waren es gar mehrere? – in die Kassen der taz zu spülen. Kalle war immer noch blass, blond und sah viel zu jung aus. Ich kannte ihn immer noch nicht. Aber ich hatte gelernt, ihn zu bewundern. Das mache ich bis heute. Jetzt ist er, das wahre Alphetier der taz, sechzig. Ist immer noch blass, blond und sieht viel zu jung aus. Ach Kalle, ich hätte Dich gerne kennengelernt! Alles Gute für die nächsten Jahrzehnte!

ARNO WIDMANN



Foto: Marco Limberg

■ **Norbert Thomma**

alias Herr Thömmes
CR taz 95/96

Der Fels des Stoizismus

Andrei Andrejewitsch Gromyko hat sie alle überlebt. Die stalinistischen Gräueltaten, vier KPDSU-Chefs, jede Menge dramatischer politischer Wendungen; von Chruschtschow bis Gorbatschow diente er geschmeidig als Außenminister der Sowjetunion – fast 30 Jahre lang.

Auch Joseph Fouché war ein Meister des *political survival*. Antiklerikaler, Mordbengel der französischen Revolution, Intrigant, Polizeiminister Napoleons, Monarchist – er starb tatsächlich eines natürlichen Todes.

Und nun Kalle Ruch. Wen sah man an diesem Felsen des Stoizismus nicht alles zerschellen? Fundis, Legastheniker, Stadtindianer, Kiffer, Autonome, Feministinnen, Fernsehassessoren, Veganer, Soli-Gruppen, Waffenspendler, Hausbesetzer, Stasispitzel, Revolutionsträumer, Kapitalisierer, Bombenleger, Autozündler, Christen, Steuerfahnder, Atomkraftgegner, Klimaleugner, Leitartikler, Schaumschläger, Nudisten, Comiczeichner, Chefredakteure, Gottgläubige, Heulsusen, Kantinenköche, Schwarzfahrer, Traumtänzer, Korinthenkacker, Polizisten, Feuilletonisten, Schlauberger, Hypo-

chonder, Terroristen, Pazifisten, Castorblockierer, Realos ... Sie alle kamen in die „taz“ – und gingen wieder. Einer blieb. Länger als Gromyko. Beachtliche Leistung. Hut ab!

NORBERT THOMMA



Foto: Nele

■ **Arno Luik**

Chefredaktion
1995 bis 1996

Der Fisch stinkt NICHT vom Kopf her

Es gibt zwei Dinge, an denen Kalle schuld ist, nämlich

1. AN DER ÜBERFISCHUNG DER MEERE
2. AN DER (FORT-)EXISTENZ DER TAZ

Immense Schulden, drohender Konkurs, latente Untergangverschleppung, lauter Dinge, die die taz seit ihrer Gründung begleiten, lauter Dinge, die normale Geschäftsführer in Angst und Schrecken versetzen und um den Schlaf bringen würden, nicht aber Kalle. Ihn haben diese Dinge nie erschüttert, obwohl er wahrscheinlich mehr als einmal wegen seiner grandios-genialen Finanztricks fast im Knast war. Aber ein Tag ohne Fisch? Gar zwei Tage ohne Fisch? Das würde Kalle erst wahnsinnig, dann grätig, schließlich handlungsunfähig machen. Was das heißt? Hände weg vom Fisch! Den kriegt Kalle! In diesem Sinne, lieber Kalle, herzlichen Glückwunsch

ARNO LUIK



Foto: Heinrich Drach

■ **Thomas Schmid**

Chefredaktion
1995 bis 1996

Lieber Kalle,

das größte Rätsel, was Du mir aufgegeben hast, war Dein Lächeln. Du hast es souverän in allen möglichen Situationen aufgesetzt. Drückte es Überlegenheit, Mitleid, leichten Spott oder einfach Verlegenheit aus? Ich weiß es nicht. Vielleicht kam es Dir einfach unkontrolliert über die Lippen. Andererseits hatte ich immer den Eindruck, dass Du alles unter Kontrolle hast, die Finanzen wie Dich gleichermaßen.

Als wir uns vor bald 35 Jahren kennenlernten, warst Du einfach der Büro-Chef, heute bist Du Geschäftsführer und virtueller Verleger. Aber Titel waren Dir vermutlich immer egal. Du hast sie nie nötig. Einfach, weil Du – wenn es wirklich hart auf hart kam – ohnehin am Drucker warst. Legendär Dein Spruch, gefallen nach einer dieser endlosen Debatten, bei der eine qualifizierte Mehrheit eine Deiner Ansicht nach unqualifizierte Entscheidung traf: „Es ist völlig egal, was ihr beschließt – es ist sowieso kein Geld da.“ Du sagtest es mit einem enigmatischen Mona-Lisa-Lächeln.

Was ich bei allen nervenaufreibenden Quereilen, die wir hatten, Dir zugutehalte, und Du hast es bestimmt oft gehört: Ohne Dich gäbe es die taz nicht mehr. Du bist vermutlich der Einzige, von dem man das mit Fug und Recht sagen kann. Manchmal war es Verstand, manchmal Intuition oder der Kuss einer Muse. Aber Du hast – vielleicht nach Nächten der Schlaflosigkeit, die Dir die Angst vor einem Konkursverschleppungsverfahren bereitet haben mag – oft zur richtigen Zeit die richtige Idee gehabt, wie die taz zu retten war. Und hast diese Idee dann auch noch gegen vielfältigen Widerstand durchgesetzt. Du warst Experte in Betriebswirtschaft, Du wurdest zum Experten in Gruppendynamik.

Du warst uns Journalisten – ob Tickerknecht oder Chefredakteur – immer überlegen, einfach weil Du von Texten mehr verstandest als wir von Zahlen. Du konntest uns gewissermaßen kontrollieren, wir Dich letztlich nicht. Du hast uns das netterweise nie in verletzender Weise zu verstehen gegeben. Du hast die Zahlen vorgestellt. Fragen hast Du geduldig beantwortet, oft mit einem freundlichen Lächeln – ein bisschen, wie man eben mit einem Kranken umgeht.

Du warst oft überzeugt, wie die taz zu retten war und welcher Weg sie in den Ruin treiben würde. Und wenn es drauf ankam, hast Du gekämpft – notfalls mit Taktiken, die Dir, das unterstelle ich nun einfach, selbst zuwider waren. Aber ich bin mir sicher, dass es Dir letztlich nie darum ging, Kollegen abzuschießen, sondern immer um das eine hehre Ziel, um die Zukunft der taz. Dafür mussten notfalls – salopp gesagt – auch Chefredakteure über die Klinge springen. Ich war nicht der einzige. Aber bei meiner Entlassung durch den faktisch von Dir geführten Vorstand hatte ich wenigstens eine Genugtuung. Mit einem Lächeln – ob es Überlegenheit, Kränkung oder einfach Verlegenheit ausdrückte, sei dahingestellt – überreichte ich Dir einen Kugelschreiber. Du hattest vergessen, die Kündigung zu unterschreiben.

THOMAS SCHMID



Foto: Norbert Michalke

■ **Michael Rediske**

Chefredaktion
1996 bis 1999

The smart publisher

Am 18. November 1991 um 7:38 Uhr geht, so meldet tags darauf ein taz-intern, „der erste Telefax-Brief ein: H. F. aus Kassel zeichnet die erste Einlage.“ Zwei Tage zuvor hat der taz-Verein beschlossen, die Zeitung an eine neu zu gründende Genossenschaft zu übertragen. Eine Woche später haben bereits mehr als 1.000 LeserInnen die erste Million D-Mark Kapital zugesagt.

Eine Erfolgsgeschichte von Anfang an. So die offizielle Chronik. Wenige außer den Beteiligten erinnern sich vermutlich heute, dass harte Grabenkämpfe der Gründung der Genossenschaft vorangingen, dass die taz-Belegschaft vor dem Auseinanderbrechen stand, dass zwei Fraktionen sich wenn nicht bis aufs Messer, so doch mit Durchstechereien an *Spiegel* und *FAZ* bitterböse bekämpften.

Im ersten Halbjahr 1991 macht die taz eine halbe Million Mark Verlust, Überschuldung und Insolvenz standen unmittelbar bevor. Sie wären schon Realität gewesen, hätte nicht Kalle zwei Jahre zuvor den Kauf des Hauses Kochstraße 18 eingefädelt, das nach dem Fall der 100 Meter entfernten Mauer plötzlich das Doppelte wert war.

Die Mehrheit der Redaktion wehrte sich gegen seine Sanierungspläne (140 statt 200 Mitarbeiter), sie suchte den großen Investor, der uns mit 20 oder besser 30 Millionen retten und den Hunger-Einheitslohn von 1.500 Mark netto aufstocken sollte. Nur, der Investor zeigte sich nie – ob Augstein oder Reemtsma, keiner wollte sein Geld der tief zerstrittenen und defizitären taz anvertrauen. Kalle setzte auf eine andere Karte: viele kleine statt eines großen Geldgebers, und er knüpfte die Fäden: Aus einem ersten Besuch in Hamburg bei Olaf Scholz, damals Justiziar des Zentralverbandes der Konsumgenossenschaften, der Zusage und guten Rat beisteuerte, wurde eine Strategie.

Reden vor großem Publikum war ja nicht Kalles große Stärke. Als es zur Entscheidungs-schlacht auf der Mitgliederversammlung des taz-Vereins kam, übernahm das Christian Ströbele: Nur das Genossenschaftsmodell sichere die Unabhängigkeit der taz, 7 bis 10 Millionen Mark könnten Geld gebende Genossen in den kommenden Jahren aufbringen. Viele von uns Redakteuren hatten zwar ihre Zweifel, aber das unausgelegene Investorenmodell flößte noch weniger Vertrauen ein.

Zu Recht, wie wir heute wissen. Siehe die verbliebenen Titel *Wochenpost*, *Woche*, *Frankfurter Rundschau*, oder die heute noch schlingende Pariser *Libération*. Denn Investoren verlieren ungerne Geld, dafür aber irgendwann die Geduld, wenn die schwarze Null zu lange auf sich warten lässt.

Kalles Sieg auf der entscheidenden Versammlung des taz-Vereins fiel mit 132 gegen 58 Stimmen deutlich aus. Aber auch da pflegte er die vornehme Zurückhaltung des Geschäftsführers, der bis heute mehr als ein Dutzend Chefredakteure überlebt hat. Keine triumphierende Geste, nur eine nüchterner kleiner Kasten auf der Seite 3 unter seinem Namen: „taz an Leser verkauft“.

MICHAEL REDISKE

Kalle hatte wieder einmal auf das richtige Pferd gesetzt. Er wusste, dass die taz nie auf Dauer eine schwarze Null schreiben wird. Und dass der Aufbau einer Leser-Gemeinschaft (mittlerweile als community-building bekannt) am effektivsten die Existenz der kleinen, am Anzeigenmarkt nicht konkurrenzfähigen Zeitung sichern kann.



Foto: Wolfgang Boris

■ **Klaudia Wick**

Chefredaktion
1996 bis 1999

Jeder ist ersetzbar

Ich kann nicht beurteilen, wie es heute ist. Aber im Februar 1992, als ich zur taz kam, hatte Kalle Ruch in der taz einen Ruf wie ein Donnergott: Soeben hatte sich das Genossenschaftsmodell durchgesetzt, ein schmerzhafter redaktioneller Exodus war die Folge gewesen. Der Verlust war überall spürbar. Einige meiner Kollegen meinten sogar, das sei das Ende der taz. (Und vielleicht waren die, die so schmerzlich vermisst wurden, ebenfalls dieser Meinung gewesen. Waren sie womöglich auch gegangen, um ihre Unabkömmlichkeit zu beweisen?)

Noch bevor ich Kalle Ruch persönlich kennenlernte, lernte ich den Drei-Wort-Satz kennen, mit dem er das Lamento auf den Redaktionsfluren quittierte: „Jeder ist ersetzbar.“

Es ist ein doppelbödiger Satz, von dem ich zunächst nur seine Unerbittlichkeit wahrnahm: Noch während meiner Probezeit schlitterte die taz in eine ihrer vielen Rettungskampagnen. Nicht mehr vom kollegialen Exodus, sondern vom drohenden Stellenabbau war auf den Fluren plötzlich die Rede. Ich selbst hatte die dunkle Ahnung, nach nur vier Wochen ziemlich ersetzbar zu sein. Wollte ich nicht gleich wieder rausgeschmissen werden, müsste ich unbedingt sofort unersetzbar werden. Nur wie?

Letztlich gab es dann natürlich keine Kündigungen, und ich bin sieben Jahre lang tazlerin gewesen. In dieser Zeit habe ich gelernt: Tatsächlich ist in der taz wirklich jeder ersetzbar. Kalle aber nicht. Und die, mit denen Kalle besonders gerne arbeitet, auch nicht. Man kann das für Despotismus halten oder Überlebenswillen nennen. In jedem Fall ist es menschlich.

Fakt ist: Kalles Satz stimmt. In Arbeitszusammenhängen ist es gefährlich, sich für unersetzbar zu halten. Es macht selbstgefällig. Ich habe vor allem in der Chefredaktion versucht, das möglichst nie zu vergessen. Sondern mich immer zu fragen: Was biete ich dem Laden? Und was bietet der Laden mir? Als ich beide Fragen nicht mehr beantworten konnte, bin ich zu Kalle gegangen und habe um meine Demission gebeten. Ich habe die taz 1999 ohne Groll verlassen. Und Kalles Satz wie eine Abfindung in mein Leben als Freiberuflerin mitgenommen. Der Satz nämlich ist ungemein



Die TAZ-Genossenschaft tagt 1991, v. li Johnny Eisenberg, Christian Ströbele und Kalle Ruch Foto: Christian Schulz